

UMSCHAU

Priester und Nonne in Film und Fernsehen

Leitbild oder Reizbild?

Wer in den letzten Jahren mit einiger Regelmäßigkeit den Programmen der beiden großen Fernsehsysteme der Bundesrepublik und den Regionalprogrammen gefolgt ist, ist immer wieder Priestern und Ordensschwestern begegnet. Ihr Auftreten in Serien oder älteren Spielfilmen hat unterschiedliches Gewicht.

Es gibt eine Kategorie von Filmen, in denen Priester und Nonnen gewissermaßen als reiner Dekor Verwendung finden. Man kennt die grobschlächtig-urwüchsigen Bauernpfarrer des deutschen Heimatfilms, deren Hauptbeschäftigung darin zu bestehen scheint, mit Apothekern und Oberförstern zu schafkopfen, gelegentlich auch einmal einen jungen Erdenbürger zu taufen oder einen alten in geweihte Erde zu senken, in Heimaterde versteht sich! Manchmal trösten diese Urwüchsigen auch ein Bauernmädchen, das seine Liebe zu einem unwürdigen Stadtfrack verraten sieht, und reden ihm in einer Mischung von Gotteswort und Gemeinplätzen den schon beschlossenen Selbstmord aus.

Das weibliche Pendant solcher lebensnahen Filmklischees stellt die apfelbäckige Ortsschwester dar, die ganzen Generationen von Kindergartenbesuchern die Hosen saubergehalten hat. Die „Kontrast-Schwester“ dazu – gleichwohl eine ernsthafte Konkurrenz in Film und Fernsehen – ist die bärbeißig-sauertöpfische Erzieherin im geistlich geleiteten Mädchenpensionat.

Solche Priester und Ordensfrauen sind weder Leitbilder noch recht geeignet, für Reizbilder gehalten zu werden. Es gibt aber auch andere Sendungen, in denen Priester und Nonnen tragende Figuren eines Geschehens sind, das ihr Leben und Wirken und Probleme ihres Lebens und Wirkens zum Gegenstand hat. Und es gibt daneben dramatische Stoffe, die die Vertreter geistlicher Berufe wenn nicht in Titelrollen, so doch in ernstzunehmenden Funktionen zeigen.

Das Fernsehen spiegelt in seinen Programmen die unterschiedlichen Interessen einer vielgesichtigen Gesellschaft wider. Der Spiegel hätte einen erheblichen blinden Fleck, wenn er nur die Wirklichkeit von Eheproblemen und Machtkonflikten, die Anfälligkeit des Menschen für das Böse oder die Wirklichkeit von Unterhaltung, Crime und Sex wiedergäbe, nicht aber die Wirklichkeit gläubiger Existenz. Insofern ist es durchaus angebracht, daß der gläubige Mensch in exponierten Vertretern einen Platz auf Bildschirm und Leinwand findet.

Selbstverständlich ist diese Situation keineswegs; denn Problemfilme sind nicht jedermanns Sache, und sie auf religiöse Themen auszuweiten, stellt angesichts des hohen Prozentsatzes religiös uninteressierter Zuschauer ein fragwürdiges Programmrisiko dar. Hätten die Programmverantwortlichen der Gegenwart immer nur die Einschaltzahlen im Blick, und wäre für die Filmproduzenten der Vergangenheit nur das kaufmännische Risiko maßgebend gewesen, dann gäbe es wenig Anlaß, das vorliegende Thema zu behandeln. Allenfalls könnte man fragen: Warum ist die Wirklichkeit des Glaubens für Film und Fernsehen nicht attraktiv? Und der christliche Minderwertigkeitskomplex hätte eine weitere Motivation mehr!

Leicht ist es nicht – das muß man zugestehen –, die inneren Beziehungen eines Menschen zu Gott, vor allem aber das Lebensmotiv einer Ordensschwester oder eines Priesters darzustellen. Das, was sich als unsichtbarer Vorgang einer Visualisierung entzieht, muß auf dem Umweg über darstellbare Lebensäußerungen sichtbar gemacht werden. Solche Umwege schließen selbst bei guter Absicht das Risiko von Abwegen und Holzwegen ein.

Das besondere Problem trifft hier zusammen mit der Schwierigkeit, die die Geschichte des

Theaters seit seinen Anfängen kennt, nämlich, das Positive glaubwürdig und attraktiv darzustellen. Die aufopfernde Alltagsarbeit eines Kaplans ist längst nicht so ergiebig wie die Darstellung seines Ringens um die konsequente Einhaltung des Zölibats inmitten quicklebendiger junger Mädchen. Das Normale lohnt offenbar die Darstellung nicht. Also muß es das Außergewöhnliche sein. Wenn solche Grenzfälle richtig angepackt werden, so können sie freilich wie ein Brennglas die Problematik christlicher Existenz verdichten.

Hinter der Formulierung „richtig anpacken“ verbirgt sich dabei die eigentliche Problematik religiöser Kunst. Hier genügt weder missionarischer Eifer noch die dramaturgische Routine. Wenn der Kairos einer fündigen Filmidee christlicher Thematik genutzt werden soll, dann bedarf es des Künstlers, bedarf es der Kunst in dem Sinn, daß Wahrheit geschieht. Das Produkt des guten Willens ist in aller Regel das Gegenteil von „gut“!

Wenn man einen Film- oder Serienproduzenten ohne akuten Anlaß über seine Meinung zur Rentabilität von Nonnen oder Priestern in seinem Metier befragt, so wird er im allgemeinen zugeben, daß solche Gestalten für ihn außerordentlich interessant sind.

Unbelastet von der Frage „Reizbild oder Leitbild“ wird er konstatieren, daß katholische Priester und Nonnen zunächst einmal attraktiver sind als die offiziellen Vertreter anderer Konfessionen. Sie waren es früher durch ihre „Uniform“ und sind es heute noch durch die selbst gewählten strengen Anforderungen an sich selbst, die für einen Großteil unserer Zeitgenossen geradezu als Abnormitäten gelten. Was sie ferner sowohl für Produzenten wie für Zuschauer interessant macht, ist ihre Gesellungsform innerhalb wie außerhalb von Klostermauern. Der Clan der schwarzen Männer, die Loge der gestrengen Frauen mit schwarzem Schleier sind für viele ein ebenso geheimnisvolles wie verdächtiges Phänomen; um so geheimnisvoller, je weniger man über derartige Lebensverhältnisse tatsächlich weiß.

Die Spekulation mit der Neugierde liegt also nahe. Da kann man gewissermaßen durchs Schlüsselloch Gestalten sehen, die genauso Menschen sind wie jeder andere auch und dennoch in entscheidenden Dingen anders als die Mehrzahl. Freilich, auch ein Verbrecher ist ein Mensch wie

wir und dennoch „in entscheidenden Dingen anders“. Das Anderssein nach unten aber ist viel näherliegend. Das Anderssein mit dem Limes nach oben wird als Provokation empfunden und deshalb in geradezu leidenschaftlicher Akribie mit seinen eigenen Maßstäben gemessen.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist dabei nicht zu vergessen. Wie der wahre Jakob auf dem Jahrmarkt von praktischer Psychologie auf seine Weise mitunter mehr versteht als ein Diplomspsychologe, so weiß auch ein erfahrener Produzent mehr von Kulturgeschichte und Tiefenpsychologie, als man sich träumen läßt. Filme sind moderne Märchen, und was Lieschen Müller bei den Gebrüdern Grimm gesucht hat, soll Dr. Elisabeth Müller auch auf dem Bildschirm finden: ein wenig Adel, ein wenig bedauernswerte Armut, ein wenig Reichtum, ein wenig Schönheit, ein wenig Bösewicht, ein wenig Held. Fehlen nur noch der Zauberer und die Hexe! Und justament für diese Lücke bieten sich Priester und Nonne an.

Die Hexe ist ursprünglich nicht unbedingt das alte, scheußliche Weib, das auf Reisigbesen durch die Luft fährt. Die Frau, die in der Welt des Magischen zu Hause ist und mit Dämonen redet, ist das Wesen der Hexe. Das gleiche gilt für Priester- und Medizinmann-Gestalten aller Kulturkreise. Wer daran zweifeln sollte, daß Außenstehende den Priester und die Nonne solchermaßen quasi als archetypische Figuren erleben, braucht sich nur darauf zu besinnen, in welchem Maß das Sinnenhafte – zuweilen noch mit magischem Anflug – in katholischen Frömmigkeitsformen erhalten geblieben ist, auch in den sakramentalen Handlungen der Priester mit dem Anspruch, über diese sichtbare Welt hinauszureichen.

Es kann also sehr wohl Drehbuchautoren und Regisseure reizen, Gestalten zu eigenem Leben zu erwecken, die über den Normalpegel diesseitiger Selbstzufriedenheit in den sogenannten transzendenten Raum ausgreifen.

Die Darstellung eines Liebesverhältnisses, mit der es beispielsweise gelingt, den geistigen Vorgang der Beziehung zweier Menschen zueinander, ihr Heraustreten aus dem Bannkreis egoistischer Triebvorstellungen glaubhaft zu machen, überragt notwendig die platte Darbietung erotischer Szenen. Im gleichen Sinn ist die künstlerische

sche Leistung dessen, der die innere Problematik, den theologisch-geistlichen Gehalt eines Priester- oder Schwesternschicksals zeichnet, ungleich größer als das noch so spannungsreiche, aber vordergründige Produkt eines Schlüssellochgukers, der nur auf den Augenblick der menschlichen Schwäche wartet.

Gestalten wie Chestertons Pater Brown oder Guareschis Don Camillo bieten ebenfalls eine reizvolle Chance: Der Dunkelmann, der von Beruf Fromme, stellt in der Kombination seiner einschlägigen Berufsfunktion mit einer möglichst standesfremden Betätigung einen völlig neuen Rollentypus dar. Vor allem, wenn er nicht vor seiner eigentlichen Berufung flieht, sondern Priester bleibt und das auf glaubwürdige Weise. Den Produzenten mag an solchen Figuren besonders reizen, die Menschlichkeit eines Priesters herauszustellen, die sich zumindest vor dem Außenstehenden normalerweise verbirgt. Die Problematik dieser Art von Priesterrollen besteht allerdings in der Verführung, aus dem lebensstüchtigen Pfarrer einen „Johannes Dampf in allen Gassen“ oder gar weniger zu machen, zumindest aber darin, daß das Bild dieses Priesters vordergründig, oberflächlich bleibt.

Obwohl wir bisher Produzenten und Fernsehzuschauer immer gemeinsam im Blick hatten, muß doch noch in einem besonderen Punkt auf die Erwartungshaltung des Publikums eingegangen werden.

Es dürfte kaum als zweifelhaft gelten, daß ein außerordentlich großer Teil unserer Gesellschaft keiner Nonne und keinem Priester glaubt, daß sie so leben, wie sie zu leben vorgeben. Genauer gesagt, man hält die Jungfräulichkeit für so unerfüllbar, daß man nur noch vor der Wahl steht, die Vertreter dieser Stände für krank und blutleer zu halten oder gespannt auf den heimlichen Bruch zwischen der anmaßenden Behauptung und dem wirklichen Leben zu warten. Die Folge davon ist der angestrengte Blick durchs Schlüsselloch in die Intimsphäre einer als unglaublich oder unglaubhaft empfundenen Lebensweise. Die an Alltagserfahrungen und Illustriertenlektüre geschulte Phantasie ist zumindest auf alle Formen sexueller Ersatzbefriedigungen gefaßt. Eine Abwandlung dieser Einstellung findet man im herzlichen Mitleid mit so „gesunden und sympathischen

Menschen“, die unverständlicherweise auf die interessantesten Freuden des Lebens verzichten: die junge Schwester, der sportliche junge Pfarrer etc...

Hinter Neugierde wie Mitleid lauert gespannt die Erwartung des moralischen Alibis. Schadenfreude feiert Triumphe, wenn man Priester oder Nonnen erlebt, die mit ihrer Enthaltsamkeit oder auch „nur“ mit dem gelobten Gehorsam nicht zurechtkommen. Daß zuweilen solche Passagen ein Stück der Entwicklung eines Menschen schildern, daß der Film am Ende ganz anders ausgeht und kein moralisches Alibi rechtfertigt, wird häufig verdrängt. Die Erinnerung hält sich an das, was die eigene Lebenseinstellung zu rechtfertigen scheint. Kein Mensch wundert sich darüber, daß es Gute und Böse auf dieser Welt gibt, aber in exponierten religiösen Berufen darf es nach landläufiger Meinung nur Heilige geben!

Das erwähnte moralische Alibi wird aber noch auf eine weitere Weise gewonnen: In vielen Filmen erlebt der Zuschauer die Polarität etwa zwischen Pater Brown und seinem gestrengen Bischof, zwischen Bernadette und der kirchlichen Prüfungskommission, zwischen einer sympathischen Novizin und der asketisch harten Priorin, zwischen dem netten Kaplan und dem finsternen Generalvikar. Dann identifiziert man sich als Zuschauer mit der sympathietragenden Figur und bringt voller Genugtuung den Repräsentanten der Autorität entrüstete Abneigung entgegen: „Da sieht man es wieder, typisch!“ Es handelt sich hier um ein ähnliches Phänomen wie bei der unkritischen Zustimmung zum Film-Ehebruch einer Frau, deren Mann vorher als unsympathisch geschildert wurde.

Zugestanden – es hat auch einen gewissen Reiz, eine imponierende Lebensform zu sehen, die man sich selbst nicht zutraut. Es gibt so etwas wie den Respekt vor einer erstaunlichen, wenn auch in ihrem Sinn möglicherweise unverständenen Lebenseinstellung. Es gibt sogar bei aller Skepsis die vorstellbare Hochachtung vor einem, der gefallen ist und damit seine Solidarität mit der menschlichen Schwachheit beweist und dennoch die Kraft zum Aufstehen aufbringt.

Und ein weiteres psychologisches Phänomen darf nicht unterschätzt werden: Die in einem guten Film nacherlebte Frömmigkeit als Erinne-

nung an die verlorene Kindheit. Freilich mag diese Art von Erlebnis oft genug in sentimentaler Erinnerung steckenbleiben; aber niemand weiß, in wie vielen Fällen doch ein Heimweh aufkommt nach der heilen Welt der eigenen Ministrantenzeit, die zwar unwiederbringlich ist, deren tiefere Ursache aber auch dem Erwachsenen zugänglich bleibt.

In solchen Zusammenhängen kommt es selbstverständlich sehr auf die Glaubwürdigkeit der künstlerischen Darstellung an. Deswegen steht es – wie vorher schon angedeutet – außer Zweifel, daß geistliche Berufe, im Film dargestellt, nur dann Leitbildcharakter haben können, wenn sie bis in die letzte Nuance der gedanklichen Aussage und der formalen Gestaltung wahrhaftig sind.

Gelegentlich wird die Frage gestellt, ob denn in ernst zu nehmenden religiösen Filmen Problem-Priester und problematische Nonnen sein müßten, ob durch sie dem Ansehen der Kirche nicht mehr geschadet als genützt würde. Dazu ist zu sagen: Je ehrlicher heute die Problematik einer menschlich-christlichen Existenz dargestellt wird, desto besser. Die Sympathie für die Kirche ist von dem Augenblick an bei Skeptikern und Gegnern spürbar gestiegen, als Päpste begannen,

sich zu den Schwachheiten der „Kirche in ihrer Knechtsgestalt“ (Karl Rahner) zu bekennen.

Mit hoheitsvoll distanzierten Gestalten, die – den Blick himmelwärts gewandt – der ewigen Seligkeit zuschreiten, ist niemandem gedient. Leitbilder können nur Menschen sein, die Heiligkeit verwirklichen als Menschen von Fleisch und Blut, als Ringende und Kämpfende, deren Feinde nicht die bösen Heiden sind, denen es das heilige Grab zu entreißen gilt, sondern deren Widerstände vor allem in ihrer eigenen Schwachheit liegen.

Darüber, welche Sendungen sich aus durchsichtigen Gründen mit Reizbildern begnügen, dürfte rasch Übereinstimmung erzielt werden. Als ermutigend bleibt festzuhalten, daß der Prozentsatz guter religiöser Filme in der kleinen Gruppe ausgesprochen guter Filme erfreulich hoch ist. Dabei ist es unerheblich, wie gläubig oder kirchennah Autor, Produzent und Regisseur sind. Die gelegentliche Skepsis gegenüber den „Nicht-Fachleuten in Sachen Glauben“, die sich zuweilen an Kleinigkeiten festbeißt, ist von zweifelhaftem Gewicht. Le Corbusier hat sich nicht als Christ bezeichnet und dennoch die Wallfahrtskirche von Ronchamps gebaut! *Ernst Emrich*

Neukonzeption der katholischen Soziallehre?

Herwig Büchele, derzeit Professor der Gesellschaftslehre an der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck, war, bevor er den akademischen Lehrstuhl bestieg, viele Jahre lang Leiter der KSÖ (Katholische Sozialakademie Österreichs), einer von der Österreichischen Bischofskonferenz getragenen Einrichtung. Aus den Erfahrungen dieser Jahre weiß er genau und ist daher voll kompetent, zu bekennen und ehrlich einzugestehen, wie unzulänglich die Soziallehre der Kirche wirksam ist, und Anregungen zu geben und Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Auch wir alle, die wir uns zur katholischen Soziallehre bekennen und uns daran beteiligen, sie weiter auszubauen, sie zu vertiefen und weltweit zu verkünden, sollten es dankbar begrüßen, wenn einer aus unserer Mitte es unternimmt, die Ursachen dieser unserer Schwächen zu ergründen, und Mittel und Wege zu finden versucht, um diese

Ursachen zu beheben und dieser Schwäche abzu-
helfen. Genau das unternimmt Herwig Büchele in seinem neuen Buch¹.

Nichtsdestoweniger könnte ein getreuer Anhänger der katholischen Soziallehre mit Bedenken an das Buch herantreten: ob man denn die von ihm gestellte Frage überhaupt aufwerfen dürfe, ob man damit nicht unzulässige Kritik an der Kirche und ihrer Lehre übe und sich selbst über sie erhebe, anstatt sie gebührend zu respektieren und sich ihr zu unterwerfen. Solche Bedenken gegenüber dem Buch und seinem Thema mögen sich aufdrängen; das Buch erweist sie jedoch als unbegründet. Die Fragen, die es stellt, gründen nicht in Kritisiersucht oder Überheblichkeit, sondern in echter Liebe und Treue zur Kirche; der Verfasser wahrt immer die dem kirchlichen Lehramt gebührende Ehrfurcht; worum es ihm geht, ist einzig und allein, der Kirche und ihrem Lehr-